

(Nachdruck verboten.)

## 11) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Gyan.

6.

In einem regnerischen Julitag ging in der Münchberger Straße ein Mädchen auf und ab, das einen weiß und schwarz gewürfelten Mantel trug und unter dem Schirm immer wieder hervorlugte, ganz offenbar in der Absicht, hier jemand abzufangen.

Wohl eine Stunde lang ging sie hin und her.

Endlich kam eine Frau aus dem Hause, eine große, etwas gebeugt gehende Frau, die den Typus und die Kleidung der Arbeiterfrauen aus den Vorstädten hatte, wo die größte Last stets auf der Mutter ruht.

Frau Hellwig war's und, die nun rasch auf sie zu stürzte, ihre Tochter.

„Ella?“

„Ja, Mutta“, das Mädchen vermied es, die Frau gerade anzuschauen, „ich wollte doch mal sehen, was Du machst!“

Der Frau stürzten die Tränen aus den geröteten Augen. „Weber acht Tage biste wech! Un nich eenmal haste Dich sehen lassen! Wo wachste denn? Sage doch, was haste denn die ganze Zeit jemacht?“

„Ach, Mutta“, sagte Ella, die jetzt neben der Frau herging, „frage ja nich danach . . . ich wohne jetzt bei Mieke . . .“

Das Gesicht der Frau, die zu weinen aufhörte, wurde ganz ängstlich:

„Bei Mieke Blankenstein? Aber, Kind, die arbeit' doch ja nich! Wohin soll denn dis fihren? Wenn De mit so eine jehst, denn denken de Deute schließlich, Du bist ooch nicht anders . . .“

„Ich jeh ja wieda ins Geschäft . . .“

„Was, Du bist nich mehr?“

Ella schüttelte den hellblonden Kopf, der auffälliger als früher frisiert war. Der Hut, den sie trug, aus mattblauem Stroh, mit großen weißen Chrysanthemen garniert, war nicht mehr neu, sah aber dafür desto herausfordernder aus.

Da Ella schwieg, fragte Frau Hellwig kopfschüttelnd weiter:

„Was is denn? Gaben Se Dir entlassen?“

Ella nickte und die Mutter bemerkte, wie ihre Augen dabei feucht wurden. Sie fragte sie nicht weiter. Sie ahnte so etwas, das der Wirklichkeit nahe kam. Und sie hätte es nicht fertig gebracht, ihr armes Kind, dem die Schamröte selbst das kleine Ohr färbte, noch mehr zu verwirren und zu quälen. Was hätte es auch geholfen, wenn sie erfahren hätte, daß Ellas Chef, als sie nach jener Nacht bei dem Rechtsanwalt eine Stunde zu spät ins Geschäft kam, zu seiner Angestellten sagte:

„Ich jeh' mir das nun schon 'ne ganze Zeit stillschweigend mit an, Fräulein Hellwig. Sie bekommen bei mir hundert Mark monatlich, damit kann ein junges Mädchen auskommen, besonders wenn es bei seinen Eltern wohnt. Sie scheinen ja anderer Ansicht zu sein . . . wenigstens werden Sie an Orten gesehen, wo anständige Mädchen nicht verkehren. Das paßt mir nicht. Um so weniger, als Ihre Leistungen in letzter Zeit erheblich nachgelassen haben. Was ja auch kein Wunder ist bei solchem Leben. . . . Ihr Zuspätkommen gibt mir den Grund zur Entlassung, die am nächsten Ersten so wie so erfolgt wäre, denn ich kann den anständigen Mädchen, die bei mir in Kondition sind, nicht zumuten . . .“

Da hatte der Mann, der sonst kein übler Arbeitgeber war, innegehalten — Ella Hellwig war mit lautem Aufschluchzen in die Garderobe gelaufen.

„Gaste denn wenigstens Geld?“ fragte die Mutter zaghaft.

Ella nickte. Der Chef hatte sie, als sie halb sinnlos hinausstürzen wollte, aufgehalten und ihr das volle Monatsgehalt in die Hand gedrückt.

„Es tut mir leid, aber ich kann nicht anders, Fräulein Hellwig.“

Wehr hörte sie nicht, sie war schon draußen, so elend und unglücklich, wie nie in ihrem jungen Leben. Dieselbe Empfindung, nur vielleicht noch stärker, überkam sie jetzt

wieder an der Seite ihrer Mutter, der sie nicht sagen durfte, daß sie an jenem Morgen noch einen weiteren Fünzigmarkschein in der Tasche trug — als Lohn ihrer Schande.

Denn so empfand sie es selbst, daß Martin Bander ihr, als sie verstört neben ihm am Kaffeetisch gesessen, gesagt hatte:

„Ich bin nicht so reich, liebe Ella, daß ich mir ein dauerndes Verhältnis anschaffen könnte . . . und besonders nicht ein Mädchen, das solche Ansprüche machen kann, wie Du, liebes Kind. . . . Aber wenn Dein Herz Dich mal wieder zu mir treibt, wenn Du Dich nach einem Menschen sehnst, der es wirklich aufrichtig und ehrlich mit Dir meint, dann komm' zu mir! Meine Tür steht Dir immer offen . . . und im übrigen, es ist selbstverständlich, daß ich Dir jetzt, wo Du in der Klemme bist, aushelfe, hier . . .“

Er hatte ihr eine Banknote in die Hand stecken wollen, aber Ella hatte sich wie eine Rasende dagegen gewehrt. Alles was noch still und heilig war in ihrer Seele, das zertrümmerte die heuchlerische Brutalität seiner Worte, das zerstob vor dieser verlogenen Grausamkeit, mit der er ihr erklärte, daß sie, die nicht anders glaubte, als sie sei jetzt seine Geliebte geworden — daß sie ihm gerade nur für eine Nacht gut genug gewesen sei. . . .

Wie eine Irre war sie im Zimmer herumgelaufen und hatte nach ihren Sachen gesucht. Und das hatte er benutzt, um ihr den Fünzigmarkschein schnell in die Handtasche zu stecken. Wie sie jetzt fest überzeugt war, nur um später jagen zu können, er habe sie bezahlt.

Ella sah ihre Mutter verstohlen an. Und die, in derselben Regung, fing den Blick ihrer Tochter auf. Aber die Augen dieser beiden Frauen, so trostbedürftig ihre Herzen auch waren, flohen vor einander.

„Was ist denn mit Georch?“ fragte Ella leise.

Und mit weinerlicher Stimme sagte die Frau:

„Er sitzt in Untersuchung . . . weil er von den Wiese 'ne Uhr gekriecht hat . . .“ Sie erzählte umständlich und verworren ihres ältesten Sohnes Leidensgeschichte. Und Ella, die so sehr den Wunsch hatte, teilzunehmen an dem Schmerz ihrer Familie, brachte kaum ein Mitgefühl auf, als sie hörte, was alles über ihre Eltern hereingebrochen war.

„Du kannst doch ruhig raufkommen!“ meinte schließlich die Mutter, „der Kleene fragt immerwährend nach Dir und Mascha ooch . . .!“

Ella schüttelte energisch den Kopf:

„Nee, Mutta, nee, nie wieda! . . .! . . . So lange Bata da is, hab' ich nicht mehr bei Euch zu suchen!“ . . . Sie stieß ein hartes, die feinen Nasenflügel blühendes Lachen aus, „ich soll ma wol wieda den Kopf zerschlagen lassen und die Sachen von' Leibe reißen? . . . nee, nich in die Hand! . . .“

Die Mutter wagte offenbar nichts zu erwidern, weniggleich sie, dem Zwange alter Gewohnheit folgend, ihren Mann gern entschuldigend hätte.

Auf Ella schien diese Erwähnung erkältend gewirkt zu haben. Sie sagte in kühlem Ton:

„Ich muß nu geh'n, Mutta. . . .“

Da hielt Frau Hellwig ihre Hand fest, und die ganze Angst, die Furcht des Mutterherzens, ihren Liebling für immer zu verlieren, bebte aus ihren Worten:

„Du mußt aber wiederkommen, Ella! Du weißt doch, bei mir . . . ich hab Dir doch nie was jetan!“ . . .

Und da fielen sich die beiden Frauen unter Ellas Schirm weinend um den Hals und küßten sich unter Tränen. Ein Junge blieb stehen und sagte:

„Na, regnet et denn nich so wie so schon jenug?“

Sie schraden zusammen, genierten sich und Ella ging schnell weg, während die Mutter zögernd und immer noch ihrer Tochter nachsehend, in einen Grüntramkeller hinabstieg. . . . Sie hatte ganz vergessen, zu fragen, wo Ella den Mantel und den Hut herhatte, aber wahrscheinlich von Mieke. Ah! Bei dem Gedanken an dies Mädchen krampfte sich Frau Hellwigs Herz zusammen.

Sie hatten noch draußen auf dem Gesundbrunnen gewohnt, als sie und Miezes Eltern auf einem Flur zusammen hausten. Der Mann war ein Dourensäuser, ein schöner, großer Mensch, reizend, wenn er nüchtern war, aber wie ein Vieh in der Besoffenheit. Dann schlug er alles kurz und klein und die Frau und die beiden Kinder, ein Junge und ein

Mädchen, flüchteten dann zu den Nachbarn. Eines Tages wurde er nach Hause gebracht, von Messerstichen durchlöchert. Er starb noch am selben Tage. Die Frau, mit einem Gesicht, das von Pockennarben ganz zerfressen, war Waschfrau und hätte sogar von ihrem Verdienst noch was erübrigen können, wenn sie nicht selbst ebenso leichtsinnig und verschwenderisch gewesen wäre. Bloß vertrank sie es nicht, sondern hatte stets ihr Spind voller Deckereien. Und die Kinder — na, wie sollten die anders sein? . . . Der Junge kam, als er fünfzehn Jahre alt war, zum ersten Male ins Gefängnis, weil er mit noch ein paar Bengels die Schaukästen erbrochen und ausgeraubt hatte. Jetzt war er vielleicht zwanzig, und es war noch nicht so lange her, da hatte Anton Hellwig mit spöttelnder Betonung eines Abends die Gerichtsverhandlung gelesen, in der August Blankenstein oder „Droschenaut“ die Hauptrolle spielte. Das war sein Spitzname, weil er neben seinen verbrecherischen Neigungen die sonderbare Manie hatte, Tarameter zu fahren. So bald er Geld hatte, gondelte er durch die ganze Stadt und dabei war er denn auch festgenommen worden. . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Meuterer.

Skizze aus dem Seemannsleben von Hans Harmening.

Reim trübten Schein einer alten Tranlampe, die das Mannschaftslogis notdürftig erleuchtete, sitzen die Matrosen am Tisch in Erwartung des Abendbrotes. Draußen pfeift der Wind in allen Tonarten durch die Takelage und läßt seine unheimlichen Melodien bis unter Deck hören.

„Das wird wieder eine schöne Wache heute nacht,“ brummt Peter Jürgens und nimmt einen kräftigen Zug aus seiner kurzen Schaggspeife.

„Ja, wenn wir bloß erst rum wären, um das verdammte Kap Horn; seit 14 Tagen keinen trockenen Faden am Leib,“ seufzt Krijschan Harms, während er seinen Stechieseln einen ordentlichen Anstrich mit Transchmiere besorgt. — „So ist die christliche Seefahrt.“

Im tiefenden Delzeug kommt der Schiffsjunge und schleppt leuchtend den großen Teelöffel, den er an seinem Platz unterm Tisch aufhängt.

„Wat, is dat all?“ brüllt Tedje Somann, der Hamburger, den Jungen an. „Jawoll, dat is all,“ gibt dieser mürrisch zur Antwort.

„Gibt dat keen Supp oder sowat?“ — „Nee, de Kaptain gibt keen Proviant rut, seggt de Kock, um he kann sie ook niz ut de Rippen jnieden.“ — „De verdammte Hallunk, de gemeine Schuft.“ Drosch erhebt Tedje Somann die Faust in der Richtung der Kajüte. Seine Kameraden achten nicht auf ihn und seine Worte. Was half schließlich auch alles Schimpfen und Murren, das machte die Sache auch nicht besser. Still machen sie sich daran, ihr karges Mahl zu verzehren. Peter Jürgens spaltet seinen Schiffszwieback mit dem Messer und säubert ihn von Würmern und Maden. Jedes Stück kraht er sorgfältig ab, setzt es etwas ein mit Margarine und schiebt es bedächtig hinter die Kinnladen; dabei trinkt er langsam seinen heißen, ungesüßten Tee, wobei er nach jedem Schluck einen grunzenden Ton des Wohlbehagens hören läßt. — Anders Krijschan Harms. Der gießt den Tee in seinen Suppenteller, bröckelt den Schiffszwieback hinein, tut etwas Margarine dazu, rührt dann die ganze Geschichte um und löffelt heißhungrig drauf los. Nur Tedje Somann ist nicht; ihn efelt vor dieser Art Fraß. Eine Zeitlang beobachtet er stillschweigend seine Kameraden, dabei philosophierend, welche Art von Geschmacksbläschen sie wohl hätten.

Dann steckt er sich resigniert sein Pfeifchen an, schwingt sich auf den Rand seiner Koje und halt sich ein Paket Hamburger Zeitungen hervor, die seine Mutter ihm nach dem letzten Hafen nachgeschickt hat. Wenn der Körper keine Nahrung kriegt, soll wenigstens der Geist welche haben, sagt er sich; dabei fällt ihm ein, daß es morgen zu Mittag Erbsenjuppe mit Speck gibt, und er nimmt sich vor, dann aber ordentlich reinzuhauen nach 24stündiger Fastenzeit.

„Acht Masen, Wad' ablösen!“ ruft eine Stimme von draußen. „Donnerwetter nochmal,“ fährt Tedje Somann hoch. Er hatte das erste Ruder und zieht eilends seinen Delrock an, stülpt den Südwester über und tappt in die finstere Nacht hinaus, um den Mann am Steuer abzulösen.

„Nord — Nordost is Kurs.“ — „Nord — Nordost,“ wiederholt der Ablösende mechanisch. — „Wat gibt dat hüt abend to eten?“ fragt der andere noch schnell, ehe er geht. — „Riz!“ antwortet Tedje Somann lakonisch, „Tee um Verschüten.“ — „Schiet,“ murmelt der Mann und verschwindet nach vorn.

Mühsig steht Tedje Somann am Steuer und achtet sorgfältig auf die Bewegungen der Kompaßnadel. Keiner an Bord konnte so

gut steuern wie er, und dieses Bewußtsein machte ihn nicht wenig stolz. Der Kapitän und sein erster Offizier spazieren auf der Luvsseite des Kajütsbeds auf und ab. Hin und wieder bleibt der Kapitän stehen und wirft einen prüfenden Blick auf den Kompaß. „Gut ausspassen,“ ermahnt er den Matrosen. — „Jawoll, Kaptain.“ Mit verdoppelter Sorgfalt achtet der Mann darauf, daß das Schiff nicht vom Kurse abweicht. Doch bald schweifen seine Gedanken ab. Er denkt an daheim, an sein Mütterchen. Wie die sich wohl freuen wird, wenn er jetzt nach anderthalbjähriger Reise wiederkehrt. Er nimmt sich vor, ihr ordentlich was Gutes zu tun, wenn er heimkommt. Sie gönnte sich so gar nichts, seine Mutter, alles sparte sie für die kleinen Geschwister, die noch zur Schule gingen. Wenn er jetzt an Land kam, wollte er aber gleich ordentlich einkaufen: Wein, Kaffee, Butter, Spidaal, — Spidaal, alle Weiler ja! Das Wasser ließ Tedje Somann im Munde zusammen, wenn er daran dachte.

„Paß mal up Dien Kurs,“ rief ihn da die Stimme des Kapitäns aus seinen Träumen. Erschrocken fährt er zusammen, Donnerwetter, einen ganzen Strich vom Kurs.

„Denkst woll an Dien Liebe,“ nörgelt der Kapitän weiter. „Nee, Kaptain,“ antwortet jetzt Tedje Somann, den die rauhe Wirklichkeit und sein kurrer Magen in eine gereizte Stimmung versetzt hatte, „id hew an wat anners dacht, an wat Ver-nünftiges to eten.“

„Holl dat Ruul,“ schreit der Kapitän ihn an. „Id hew keen Ruul,“ murmelte Tedje eigensinnig. „Wat?“ brüllt der Kapitän. „Nee, id hew keen Ruul,“ schreit wiederum Tedje Somann, den jetzt die Wut packt.

Krach. — fährt ihm die Faust des Schiffers zwischen die Zähne, daß er zurütaumelt. Einen Augenblick ist er wie betäubt, dann vergißt sein armes Schlangengehirn, daß es den Herrn vor sich hat, und in blinder Wut stürzt er auf den Kapitän los. In der nächsten Sekunde wälzen sich beide auf Deck.

„Hilfe, Hilfe!“ kreischt der Schiffer und versucht, sich den würgenden Griffen seines Feindes zu entziehen. — „Hilfe!“

Doch es bedarf keiner Hilfe. Die Stimme seines Kapitäns hat den Matrosen zur Besinnung gebracht. Er gibt ihn frei und springt auf. Mein Gott, was hatte er getan? Seinen Vorgesetzten angegriffen! Verstört blickte er um sich und stürzt nach vorn.

Keuchend und an allen Gliedern zitternd erhebt sich der Schiffer. — „Warte, Du Hund, Dir werde ichs besorgen.“

Vor der Strafkammer des Landgerichts beginnt die Verhandlung. Der Angeklagte wird zum Gerichtsbücher heringeführt und nimmt auf der Anklagebank Platz. Mit scheuen Blicken sieht er sich um und starrt dann teilnahmslos vor sich hin. Mit Hanglofer Stimme beantwortet er die an ihn gestellten Fragen. Der Staatsanwalt erhebt die Anklage wegen Verstoßes gegen § 104 der Seemannsordnung, tückischer Angriff auf einen Vorgesetzten. Es ist ein noch junger Mann mit energischem, klugem Gesicht, der seine Aufgabe ernst nimmt und auch diesem Falle das richtige Verständnis entgegenbringt. Am Ende seiner Ausführungen beantragt er, in Anbetracht der milderen Umstände von einer Freiheitsstrafe abzusehen und den Angeklagten zu einer Geldstrafe von 150 M. zu verurteilen. — Der Gerichtshof zieht sich zur Beratung zurück. Eine Ewigkeit dünken dem Angeklagten die Minuten, die er zwischen Furcht und Hoffnung schwebend durchleben muß. Angstvoll wartet er auf das Erscheinen der Richter, aus deren Mund er sein Urteil hören soll. — Jetzt öffnet sich die Tür wieder und mit strengen Gesichtern schreiten die Richter herein und lassen sich würdevoll auf ihren Plätzen nieder. Der Vorsitzende verliest das Urteil.

„Das Gericht kann sich den Ausführungen des Herrn Staatsanwalts nicht anschließen. Es ist zu der Ansicht gekommen, daß der Angeklagte die Gelegenheit benutzen wollte, dem Kapitän, der sich durch die frechen Antworten des Mannes zu Tätlichkeiten hinreißt, ordentlich eins auszuwichsen. Der Angeklagte wird zu einer Gefängnisstrafe von acht Monaten verurteilt. Wegen Fluchtverdachts ist derselbe sofort in Haft zu nehmen.“

Entgeistert starrt Tedje Somann den Richter an. — „Acht Monate Gefängnis,“ stöhnt er, „dafür acht Monate Gefängnis.“ In dumpfem Schmerz birgt er sein Gesicht in den Händen und läßt sich willenlos abführen. — Eine arme Mutter wartet vergeblich auf ihren Sohn.

(Nachdruck ausdrücklich gestattet.)

## Das Heilserum bei der Behandlung der Diphtherie.

Seit im Jahre 1894 das Behringsche Heilserum in der Behandlung der Diphtherie zur Anwendung gekommen ist, ist die Sterblichkeit bei Diphtherie bedeutend gesunken.

Wenn wir nun aber die einzelnen Jahre vor der Einführung des Diphtherie-Heilserums untereinander vergleichen, so finden wir auch hier schon gewaltige Unterschiede der prozentualen Sterblichkeitsziffer. Es zeigt sich dann nämlich, daß die Sterblichkeit um so höher wird, je höher die Zahl der Erkrankten ist: je mehr Personen an

Diphtherie erkranken, desto höher der Prozentsatz der Sterbefälle. Es läßt sich diese Tatsache wohl so erklären, daß die krankmachende Wirkung der Diphtherie-Bazillen unter gewissen äußeren Umständen, die wir noch nicht kennen, geringer und größer sein kann, und daß es zu einem epidemischen Ausbruch der Diphtherie überhaupt nur dann kommt, wenn die Diphtheriebazillen gerade genug „virulent“, „kraftvoll“ sind; es werden dann natürlich auch prozentual mehr Patienten ihrer Erkrankung erliegen, als in gewöhnlichen Zeiten, wo nur vereinzelte Erkrankungsfälle vorkommen.\*)

Auf Grund dieser Tatsache, daß die Sterblichkeit auch vor Einführung des Diphtherieheilserrums nicht immer gleich war, wird von manchen der Einwand gemacht, daß die großen Erfolge, die man dem Heilserrum zuschreibt, gar nicht ihm zu danken seien. Weil die Zahl der Erkrankungen an Diphtherie nach 1894, wo das Heilserrum zur Anwendung gekommen ist, bedeutend zurückgegangen ist, was uns als Ausdruck der Abschwächung der Diphtheriebazillen dienen mag, habe auch die Sterblichkeit abgenommen. Das Heilserrum sei hier gar nicht im Spiele, es sei nutzlos und verdiene nicht die große Anerkennung, die es bei den Ärzten und beim Publikum gefunden habe.

Bei der diesjährigen Epidemie in Hamburg hatte nun das Behring'sche Heilserrum seine Prüfung zu bestehen. Oberarzt F. Reich vom Allgemeinen Krankenhaus Hamburg-Eppendorf teilt die Resultate seiner Beobachtungen an den Diphtheriepatienten mit. (Vergleiche „Medizinische Klinik“, Nr. 49, 5. August 1909.) Es zeigt sich, daß die Anwendung des Heilserrums während des epidemischen Anstiegs der Diphtherie von großem Erfolge begleitet war, und daß seine schon früher beobachteten günstigen Wirkungen keinesfalls auf der Abnahme der Stärke der Erkrankung beruht haben.

Während in den früheren Epidemien vor 1894 die Sterblichkeitsziffer in Hamburger Krankenhäuser 28,1 betrug, betrug sie diesmal (1907—1909) 18,4 bis 18,6 Proz. Und dabei waren die Hälfte aller Patienten schwer an Diphtherie erkrankt. Wenn auch diese Zahlen höher sind als in der Epidemie vorausgegangener Jahre, so sind sie doch bedeutend niedriger als bei den Epidemien vor der Einführung des Diphtherie-Heilserrums.

Die große Bedeutung des Diphtherie-Heilserrums fällt in die Augen, namentlich wenn man die Angaben von Dr. Reich ansieht, in denen auch die Zeit berücksichtigt ist, zu der das Heilserrum eingespritzt worden ist:

Es wurde das Heilserrum eingespritzt am	Es starben von den Patienten, denen an diesem Krankheitstage das Heilserrum eingespritzt wurde
1. Krankheitstage	8,8 Proz.
2. "	8,5 "
3. "	13,7 "
4. u. 5. "	19,1 "
6. u. 7. "	35,6 "

Diese Tabelle zeigt uns mit der größten Deutlichkeit, daß je früher das Heilserrum gegen die Giftwirkung der Diphtheriebazillen im Körper des Patienten in Wirkung treten kann, desto größer die Chancen zur Genesung sind. Die Bedeutung des Heilserrums ist nach diesen Beobachtungen über allem Zweifel erhaben.

Genau das gleiche zeigen uns Zahlen, die vor fünf Jahren aus dem Krankenhaus Moabit mitgeteilt wurden:

Von den Patienten, die das Heilserrum am 1. Krankheitstage bekommen hatten, starben	1,3 Proz.
" 2. "	11,1 "
" 3. "	16,5 "
" 4. "	24,7 "
Später (oder ungewiß, an welchem Tage) . . .	22,7 "

Gegen diese Zahlen kann nun der Einwand gemacht werden, daß es allein der Krankenhausbehandlung mit ihrer guten Pflege und guten hygienischen Umständen zu danken sei, daß die Patienten, die früher ins Krankenhaus kamen, mehr Chancen haben aufzukommen. Daß sie dabei auch gleich mit dem Heilserrum behandelt werden, sei gleichgültig. Es ist aber schon von vornherein nicht anzunehmen, daß die zweifellos in Betracht kommende wohltuende Wirkung der Pflege im Krankenhaus sich so von Tag zu Tag verschlechtern sollte. Dr. Reich hat nun zur Prüfung dieser Frage die Zahlen der Sterblichkeit für die Patienten zusammengestellt, die mit einer anderen Krankheit (Zungenentzündung) an den verschiedenen Tagen der Erkrankung ins Krankenhaus gekommen sind. Hier zeigte sich, daß der Tag der Erkrankung, an dem der Patient ins Krankenhaus kommt, allein kaum von Bedeutung ist. Jedenfalls war nicht das gesetzmäßige Verhalten zu beobachten, das wir bei der Diphtherie gesehen haben.

In diesem Zusammenhange verdienen besonderes Interesse die Angaben aus englischen Krankenhäusern, die Dr. Reich zitiert. Von den Patienten des Jahres 1894, die am ersten Krankheitstage ins Krankenhaus kamen, aber nicht mit Heilserrum behandelt wurden, starben 22,5 bis 30 Proz. In denselben Hospitälern starben nach Einführung des Diphtherie-Heilserrums von den Patienten, die am

1. Krankheitstage Heilserrum bekommen	0 Proz.
2. "	3,1 "
3. "	6,1 "
4. "	10,6 "
5. "	12,8 "
6. " Verspäter "	10,9 "

Es unterliegt also nunmehr keinem Zweifel, daß nicht nur das Heilserrum von der größten Bedeutung für die Behandlung der Diphtherie ist, sondern daß es auch möglichst schnell eingespritzt werden muß.

Das Diphtherie-Heilserrum hat auch vorbeugenden Wert. Es kann prophylaktisch in Anwendung kommen, wenn bloß der Verdacht vorliegt, daß der Patient an Diphtherie krank ist oder sich eine solche durch den Umgang mit Diphtheriekranken zuziehen kann. Wie prompt hier die vorbeugende, schützende Wirkung des Heilserrums ist, zeigt folgende Beobachtung im Hamburger Krankenhaus. 286 Personen wurden innerhalb 29 Monaten der Diphtherieabteilung überwiesen, weil sie äußerlich die Krankheitsercheinungen der Diphtherie zeigten; sie hatten aber keine Diphtheriebazillen im Nasen und Rachen. Alle diese Patienten wurden auch mit dem Diphtherieheilserrum behandelt. Niemand von ihnen erkrankte an Diphtherie, niemand von ihnen hatte Diphtheriebazillen am Tage der Entlassung, obgleich sie tage- und vereinzelt wochenlang mit Diphtheriepatienten zusammen waren. Dagegen erkrankten während desselben Zeitraums von dem nicht mit dem Heilserrum geimpften Ärzten und Pflegepersonal 4 Assistenten und 18 Schwestern und Pflegerinnen an Diphtherie! —

Zum Schluß noch eine andere Seite der Frage. Von sämtlichen wegen Diphtherie ins Eppendorfer Krankenhaus aufgenommenen 1008 Patienten, die hin und wieder schon mehrere Tage schwer krank zu Hause gelegen, hatten nur 44 draußen Heilserrum bekommen — eine verschwindend kleine Zahl und eine niederdrückende für den, der in dem Heilserrum eine wirksame Waffe gegen die mörderische Krankheit anerkennt. Schuld daran ist . . . vor allem die Bestimmung vieler Krankenkassen, daß den Angehörigen ihrer männlichen Mitglieder nur ärztliche Behandlung frei gewährt wird, nicht aber die erforderlichen Medikamente. Es ist . . . zu wünschen und anzustreben, daß dieser Vorn gebrochen wird oder private (?) oder staatliche Hilfe hier wirksam einspringt.“ (Dr. Reich.)

Dr. A. Lippius.

## Esperanto-Schriften.

Wohl über 1500 verschiedene Sprachen werden auf der Erde gesprochen. Dazu kommen noch die Dialekte, die nicht nur in einem Reiche von der Größe Chinas so weit von einander abweichen, daß die Leute sich nicht verstehen, sondern schon im kleinen Deutschland derartig ausgeprägte Gegensätze bilden, daß ein Urdäner und ein friesischer Dorfbewohner des Dolmetschers bedürfen. Die höchste Verbreitungsziffer weist das Englische auf, das von rund 125 Millionen Menschen gesprochen wird. Demgegenüber gibt es Südburien, auf denen etwa 2000 Menschen sich einer eigenen Sprache bedienen. Da aber selbst das Englische nur einem Bruchteil der Menschheit geläufig ist (man schätzt die Bevölkerung der Erde auf beinahe 1500 Millionen, also zwölftmal so viel, als englisch reden, so legen die gesteigerten Bedürfnisse des Weltverkehrs den Wunsch nach einer allgemeinen Weltsprache nahe. Bereits hat sich eine große Literatur über diese Frage herausgebildet, die teils theoretisch-kritisch, teils praktisch das Problem behandelt. Ein paar Broschüren\*) neuesten Datums ermöglichen dem Laien eine Uebersicht über den Stand der Bewegung.

Der Gedanke, eine Weltsprache zu schaffen, die allen Völkern dienen könnte, ist von den Verfechtern des Esperanto, der gegenwärtig verbreitetsten und aussichtsreichsten Weltsprache, verworfen worden. Ebenjowenig wollen die Esperantisten ihre Sprache an die Stelle der Nationalsprachen setzen und die letzteren verdrängen. Das Esperanto soll nur die Rolle einer „internationalen Hilfssprache“ spielen. In dieser Selbstbeschränkung gehen seine Anhänger so weit, daß zum Beispiel A. Seidel in seiner Broschüre „Weg frei für das Esperanto!“ die Unmöglichkeit einer Einheitsprache damit begründet, daß immer wieder eine „neue nationale Differenzierung“ beginnen würde. Dieselben Momente, die dazu geführt haben, daß zum Beispiel die indogermanische Ursprache sich im Laufe der Zeit in zahlreiche Sonderprachen gespalten hat, dieselben Momente würden ihre Wirkung mit denselben zwingenden Gewalt auch auf eine neue Weltprache ausüben und sie über kurz oder lang wieder in Nationalsprachen zerfallen lassen.“ (S. 16.) Ja, wenn „dieselben Momente“ wirklich noch vorhanden wären! Aber der Umstand, daß eine Weltprachenbewegung möglich und notwendig geworden ist, beweist doch, daß jene Momente, daß die Möglichkeit und die Notwendigkeit nationaler

\*) „Die Weltprache“. Eine Studie zur Frage ihrer Reform. Von Professor Dr. L. Pfaunder. (Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.) — „Weg frei für das Esperanto!“ Das Weltprachenproblem vor dem Forum der Sprachwissenschaft. Von A. Seidel. (Berlin 1908. Hermann Balthar, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.) — „Reform-Esperanto“. Abriß der Grammatik, Sprachproben und Wörterverzeichnis. Von A. Seidel. (Steglich-Berlin 1909. Verlag von Otto Kuntze.)

\*) Eine andere Erklärung wäre, daß die Empfänglichkeit des Menschen für den Diphtheriebazillus mit der Zeit wechselt.

Absonderung verwickelten sind. Dieser Einwand gegen eine Weltsprache, die nicht nur Hilfe, sondern Ersatz für die Nationalsprachen böte, ist also nicht stichhaltig. Sondern nur darum genügt eine Hilfsprache, weil zurzeit weder ein Bedürfnis nach einer Ersatzsprache, noch der Mangel eines Bedürfnisses der Nationalsprachen vorhanden ist. Denn so sehr die Kultur über nationale Begrenztheit hinausdrängt, so sehr ist sie heute noch in wesentlichen Teilen an die nationale Eigenart gebunden.

Welche Schwierigkeiten auch eine Hilfsprache, die, wie das Esperanto, auf einen bestimmten Sprachkreis, auf eine Reihe untereinander verwandter Sprachen eingeschränkt, weil in Anlehnung an sie aufgebaut wird, verurteilen muß, zeigt Seidel in seiner sehr unterrichtenden Broschüre etwa in diesem Falle: Der deutsche Ausdruck „er befahl, die Pferde zu bringen“, lautet englisch: „he ordered the horses to be brought“, was wörtlich überetzt heißen würde: „er befahl die Pferde zu werden gebracht“. Uebersetzen Engländer und Deutscher jeder nach seinem Sprachgebrauch, nach seiner Syntax (Satzlehre) jene Worte in das Esperanto, so ist klar, daß jeder von beiden ein anderes Sagbild hervorbringen wird, da das bisherige Esperanto noch keine eigene Syntax aufweist, die solche Unterschiede beseitigen könnte. Damit wären aber von vornherein mehrere Abarten von Esperanto gegeben, die zu allen möglichen Mißverständnissen führen und damit den Wert der Hilfsprache vernichten müßten.

Aus solchen Schwierigkeiten erhellt die Notwendigkeit, äußerste Einfachheit zum obersten Prinzip der Anlage und Ausbildung jeder internationalen Hilfsprache zu machen. Sie muß jene „Ausnahmen“ beseitigen, die in allen Sprachen weniger die Regel bestätigen, als geradezu die Regel bilden. Artikulierte Laute oder Lautkomplexe und Wortstellung sind zwei einfache Mittel der Sprachbildung. Da aber den Esperantisten eine Beschränkung ihrer Hilfsprache auf einen sogenannten europäisch-amerikanischen Kulturkreis ausreichend und rätlich erscheint, so ergibt sich die Möglichkeit, auch andere allen Sprachen dieses Kreises eigentümliche Sprachbildungsmittel zu benutzen, wie die Wortkategorien (Hauptwort, Zeitwort usw.), die Zahl, das Geschlecht u. a.

Große Schwierigkeiten verursacht auch die Schaffung des Wörterbuchs. Besonders deshalb, weil zahlreiche Begriffe der einen Sprache in anderen überhaupt nicht vorhanden sind, und weil sich ferner sehr viele Wörter je zweier Sprachen, die gelegentlich einander entsprechen, doch keineswegs absolut decken. Um also nicht den Wortschatz der Hilfsprache ins Ungeheuerliche zu vermehren (Seidel schätzt, daß für die etwa zwölf Hauptsprachen des gesamten Kulturkreises bei Berücksichtigung aller Sonderbegriffe ungefähr eine Million Wörter notwendig wären, indessen z. B. das deutsch-englische Wörterbuch von Muret-Sanders nur rund hunderttausend zählt, von denen auch der Gebildete nur einen kleinen Teil wirklich beherrscht), muß man entweder sich auf gewisse „Normalbegriffe“ einschränken, was eine gewaltige Arbeit verurteilen würde, oder ein bestimmtes Nationalwörterbuch zugrunde legen, wobei jede Nation eine große Anzahl ihrer Sonderbegriffe zu opfern und sich mit Synonymen (Sinneverwandten) zu behelfen hat. Das letztere tut nun das Esperanto. Wie das Volapük auf englische Wurzeln gegründet war, fußt das Esperanto am stärksten auf den romanischen Sprachen, daneben aber auch auf den germanischen und slawischen. Während der Erfinder des Esperanto, Dr. L. L. Zamenhof, ein russischer Arzt, selbst die Forderung nach weiterer Romanisierung durch Ausmerzung der germanischen und slawischen Wurzeln erhob, werfen seine Anhänger, die konserverativen Esperantisten, jener Gruppe der „Delegation“, die unter Führung des Sprachgelehrten Courat ein nach dem System Ido verbessertes Esperanto propagiert, eine allzu starke Romanisierung vor. Professor Pfaunder, selbst Mitglied der „Delegation“, stellt in seinem Festreden über die „Weltsprache“ zwischen diese extremen Richtungen die Menge der verschiedenartigen Reformfreunde, die über das alte Esperanto, das „Fundamento“ hinauswollen, aber aus verschiedenen Gründen gegen das Ido eingenommen sind. A. Seidel scheint zu dieser unorganisierten Mittelpartei zu gehören. Er fordert z. B., um bei jener Grundlegung zu bleiben, eine proportionale Berücksichtigung der einzelnen Völker und demnach, gegenüber dem Esperanto, stärkere Heranziehung der slawischen und magyrischen, geringere der romanischen Sprachen. Die sehr ins einzelne gehenden Erörterungen und Vorschläge Seidels lassen erkennen, welche Hindernisse selbst einer Hilfsprache im Wege stehen, die sich ein so enges Gebiet steckt wie Esperanto. Schon jetzt zeigen sich deutlich Anläge zur Bildung von Esperantodialekten auf Grund mancher Eigentümlichkeiten der Nationalsprachen! So scheint es z. B. unvermeidlich, daß gewisse Laute, deren Aussprache einer Nation oder Rasse schwer oder unmöglich ist, verändert oder durch andere ersetzt werden. Bei dieser Gelegenheit räumt übrigens Seidel die Bedeutung von körperlichen Bedingungen für die Sprachentwicklung ein, indem er vom Unterschied des Rassen- und Nationalcharakters in der Sprache sagt, er sei „nicht nur geistig, sondern auch körperlich, insofern die Rassenveranlagung vermutlich auch nicht ohne Einfluß auf die besondere Artung der Sprechorgane ist und damit indirekt auch das Lautsystem mitbestimmt“ (S. 59). Dies scheint mir wichtig im Hinblick auf die in der „Neuen Zeit“ (XXVII, 21) betonte Notwendigkeit und Möglichkeit einer materialistischen Sprachforschung.

Trotz vielfachen, auch prinzipiellen Ausstellungen, die Seidel am Esperanto macht, will er diesen am besten gelungenen Versuch einer

internationalen Hilfsprache nicht beseitigen, sondern nur weiter entwickeln.

Aus Gründen, die nachher zu erörtern sind, führe ich einen Satz zunächst im Alt-Esperanto an: „La internacia lingvo Esperanto estas facile lernebla eo de la personoj nemulte instruitaj.“ Als Kenner romanischer Sprachen übersezt man das, ohne vom Esperanto eine Ahnung zu haben: „Die internationale Sprache Esperanto ist leicht lernbar auch für wenig gebildete Personen.“

Seidels Reform-Esperanto (dessen Grammatik die oben erwähnte kleine Broschüre enthält) will dafür sagen: „La internacia lingvo Ispirantu estas facile lernebla its di la pirsuni nimulte instruiti“. Ferner lese ich aus Pfauenders Broschüre einen Satz in Alt-Esperanto nebst seiner Uebersetzung in das Reform-Esperanto der erwähnten „Delegation“ in das Ido her: „Ciuj, tiuj, kiuj volas la sukceson de la lingvo internacia, konstatos, ke malgrau siaj bonaj ecoj, esperanto devas ricevi sangojn.“ Mit Hilfe lateinischer, französischer und italienischer Reminiszenzen übersezt der Laie: „Alle die, welche den Erfolg der internationalen Sprache wollen, stellen fest, daß, trotz seinen guten Eigenschaften, Esperanto Veränderungen erfahren muß.“ Im „Ido“ heißt der Satz: „Omni ti, qui volas la suceso di la lingvo internaciona, konstatos, ke malgre sa bona qualosi, Esperanto devas ricevar chanji.“

Diese Proben dreier Esperantovarianten zeigen uns klar, daß die Arbeiterschaft wenig oder gar nichts mit dem Esperanto zu tun haben kann. Ohne fremdsprachliche Kenntnisse steht man Schwierigkeiten gegenüber, die zehnmal größer sind als jene, die der fremdsprachlich Gebildete zu überwinden hat. Seidel verlangt (S. 58), man solle aus der deutschen Sprache allerlei Plunder, wie das dreifache grammatische Geschlecht, die Deklinationen, die unregelmäßige Pluralbildung usw. beseitigen, lauter Dinge, „die 95 Prozent der Nation niemals richtig gebrauchen lernen“. Seidel ruft: „Fort mit all diesem nutzlosen Krimskrans, der es zuwege bringt, daß der größte Teil unseres Volkes seine Muttersprache mehr als mangelhaft spricht!“ — Wir sprechen diesen Ausdruck mit dem Behagen auf, das wir immer empfinden, wenn es uns gelungen ist, die Achillesferse einer bürgerlichen Ideologie ausfindig zu machen. Nicht Vereinfachung der Sprache, nicht eine möglichst einfache internationale Hilfsprache ist es, was die Masse der Menschen braucht. Man würde in unseren Volksschulen so wenig Esperanto lehren lassen, wie Französisch oder Englisch. Eine wahre Volksschule braucht das Proletariat, eine Volksschule, in der zunächst Deutsch und nochmals Deutsch gelehrt wird, statt Vaterländischer und biblischer Geschichte und statt Gesangbuchverien, die notabene zum großen Teil allen deutschen Sprachgefühl ins Gesicht schlagen. Ehe man also Esperanto predigt, soll man sich für eine Schulreform ins Zeug legen, die hundertmal wichtiger ist und obendrein, wenn man sie konsequent durchführt, auch dem Esperanto eine entsprechende Stellung einräumen wird. Das Esperanto soll, nach Seidel, in erster Linie nur wirtschaftlichen Zwecken dienen, „den materiellen Interessen der Kaufleute, Reisenden, zum Teil auch der Diplomaten.“ Für Wissenschaft und Kunst verspricht man sich nichts davon, „auch kann echte Kunst des nationalen Nährbodens und Ausdrucksmittels nicht entzogen“.

Esperanto ist einer der mancherlei Monismen, in denen sich heute die Ideologie des Bürgertums austobt. So haben wir den seguelen Monismus in der bürgerlichen Frauenbewegung, den religiösen in jenem „Monismus“, der nur ein salonfähiges Wort für Atheismus darstellt. Alle revolutionäre Energie wirft sich auf einen der lassenden Risse der menschlichen Kultur, die man Dualismus nennt. Der Kampf gegen alle diese Dualismen ist in dem Kampfe für den sozialen Monismus einbegriffen, dessen Konsequenz nicht zuletzt auch eine radikale Umgestaltung der Sprachen einschließt und, sei es auf dem Wege natürlicher Entwicklung, sei es durch eine künstliche Schöpfung, über eine Hilfsprache hinaus das Ziel einer Weltsprache in ferner, aber erreichbarer Zukunft aufstellt.

A. Franz.

## Kleines feuilleton.

### Sprachwissenschaftliches.

Miniatur. Was heißt eigentlich „Miniatur“? Wir begegnen dem Worte jetzt so oft in Verbindungen wie Miniaturausgabe, wo jedermann weiß, daß es Westentaschenausgabe bedeutet. Aber woher Miniatur kommt, wissen wohl die wenigsten. Nun, es hängt mit „Nennig“ zusammen. Mit Nennig? Ja, die altsächsischen Form dieses Wortes lautet minig, und das ist desselben Stammes wie das lateinische minium, der Nennig. Mit Nennig (minium) malte der mittelalterliche miniator die Anfangsbuchstaben in den Handschriften, oft wunderbar fein sie verzierend; die so gehalten und unmalten Buchstaben waren die ersten Miniaturen, die oft die halbe oder ganze Seite ausfüllten. Nachher ist dann der Ausdruck auf alles mögliche Feine, Zierliche usw. übertragen worden und die französische Wendung en miniature entstanden, wofür sich sehr gut „im kleinen, verkleinert, Zwerg- oder ähnlich“ sagen läßt.